
Sophie Marshall: *Unterlaufenes Erzählen*. Psychoanalytische Lektüren zum höfischen Roman, Wiesbaden: Reichert 2017, 483 S., 1 Abb. (MTU 146)

Dr. Christian Buhr: Julius-Maximilians-Universität Würzburg, Institut für Deutsche Philologie, Am Hubland, D-97074 Würzburg, Deutschland, E-Mail: christian.buhr@uni-wuerzburg.de

<https://doi.org/10.1515/bgsl-2020-0022>

Dass volkssprachiges Erzählen im europäischen Mittelalter von einer erstaunlichen Vagheit geprägt ist und dass sich gerade die kühnsten und raffiniertesten Sprachkunstwerke dieser Zeit aus gegenwärtiger Perspektive durch ein hohes

Maß an Ambiguität und Inkohärenz auszeichnen, ist schon häufig beobachtet worden. Zwar wird heute wohl niemand mehr sprachliche Unbestimmtheiten, erzählerische Diskordanzen und inhaltliche Brüche als Nachweis mangelnder poetischer Qualität betrachten wollen. Doch auch der entgegengesetzte Ansatz, der bestrebt ist, solcherlei Textphänomene allein der Eigengesetzlichkeit einer Dichtung zuzurechnen, die sich erst ›an der Schwelle zur Literatur‹¹ befindet, ist nicht unbedenklich, läuft er doch Gefahr, die mittelalterliche Literatur potentiell abgründiger Dynamiken zu berauben.

So ist aus mediävistischer Perspektive grundsätzlich jeder Beitrag zu begrüßen, welcher der ebenso richtigen wie gewinnbringenden Einsicht in die ›alteritären‹ Bedingungen der Produktion und Rezeption älterer Literatur ein präzises textanalytisches Korrektiv zur Seite stellt. Ein solches Korrektiv gibt uns Sophie Marshall mit ihrer Studie ›Unterlaufenes Erzählen. Psychoanalytische Lektüren zum höfischen Roman‹ an die Hand, die 2013 in Tübingen als Dissertationsschrift angenommen wurde und die nun – unter Einbezug jüngerer Forschungsliteratur – als 146. Band der ›Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters‹ erschienen ist.

Im Rahmen ihrer Arbeit macht es sich Marshall zur Aufgabe, das Potenzial jener Problemstellen zu erfassen, die bislang nebensächlich schienen oder zu intentionslosen Fehlleistungen erklärt wurden. Um zur Geltung zu bringen und für die Interpretation fruchtbar zu machen, was im Rahmen einer »herkömmlichen Lektüre als Spreu übrig« (S. 49) geblieben ist, wählt sich die Verfasserin mit dem ›Lanzelet‹, dem ›Parzival‹, dem ›Tristanroman‹ und dem ›Wigalois‹ vier exemplarische mittelhochdeutsche Erzählungen zum Gegenstand. Ertragreich kann die erhoffte Ernte jedoch nur dann ausfallen, wenn der philologischen ›Nachlese‹ eine stringente und profunde Methodik unterlegt wird. Marshall vertraut daher nicht nur auf ihr ohne Zweifel ausgeprägtes Gespür für die Finessen und Widersprüche literarischer Texte, sondern begründet ihr Vorgehen im Rahmen eines ausführlichen Einleitungskapitels (S. 1–49). Im Hinblick auf die angestrebte Analyse beiläufiger, mehr oder minder unbewusster Interferenzen und Verflechtungen verschiedener Textschichten bieten sich der Verfasserin zunächst die Konzepte Bachtins und Kristevas an. In der Überzeugung jedoch, dass die zu beobachtenden Phänomene nicht als reine Störungen oder Deprivationen des höfischen Erzählens abgetan werden dürfen, sondern dass sie das Erzählen sinnfölig ›unterlaufen‹ und somit les- und interpretierbar sein müssen,

1 Sonja Glauch: *An der Schwelle zur Literatur. Elemente einer Poetik des höfischen Erzählens*, Heidelberg 2009 (Studien zur historischen Poetik 1).

begibt sich Marshall auf die Suche nach einem Ansatz, der greifbar macht, was sich »in einem Sprechakt oder Text kräftedynamisch abbildet« (S. 30).

Die Suche nach Phänomenen der ›zweiten Rede‹, die gleichsam in den Tiefenschichten eines Texts verborgen sind und von dort aus in ein Spannungsverhältnis zur idealisierenden Rede an der Textoberfläche treten, führt Marshall zu den Verfahren und Denkfiguren der Psychoanalyse. Vor allem das Konzept des Unbewussten, das sich auf sprachlicher Ebene in Form von Versprechern, Mehrdeutigkeiten und Inkonsistenzen bemerkbar mache, eigne sich dabei »zur Erfassung der in dieser Arbeit vorgelegten Textbeobachtungen« (S. 10). Eingedenk der großen Ähnlichkeit psychischer und literarischer Strukturmuster ebenso wie der mittlerweile über ein Jahrhundert währenden Tradition an Freud, Jung oder Lacan geschulter Interpretationen ist dies vielleicht weniger erstaunlich, als das ausführliche Einleitungskapitel zuweilen glauben machen will. Dass Marshalls Vorstoß zur Revitalisierung freudianisch-lacanianischer Lektüren dennoch überaus lohnend ist, liegt daher vor allem an zwei Faktoren: 1.) Die Verfasserin konzipiert ihre Arbeit nicht als eine Ansammlung psychoanalytischer Fallstudien zur Literatur des Mittelalters, sondern als einen Ansatz, mit dem das »Eigenleben des Textes« (S. 152) in den Blick genommen werden soll. Weil dieses ›Eigenleben‹ aufgrund der metonymischen und metaphorischen Eigenschaft des Sprechens nie einen einzigen Sinn oder eine einzige Funktion habe (vgl. S. 44), verbietet sich für Marshall aller methodischen Stringenz zum Trotz auch der Anspruch, für die untersuchten Werke so etwas wie den ›Schlüssel‹ gefunden zu haben (vgl. S. 49). 2.) Marshalls Studie beschäftigt sich nicht primär mit dem Seelenleben literarischer Figuren, sondern behandelt – auf einer eher strukturellen Ebene – bevorzugt Textstellen, die ihr eigenes, vordergründiges Narrativ zu unterlaufen scheinen und dabei gleichsam in einem Akt der ›anderen‹ und der ›verdrängten‹ Rede konflikthafte Dynamiken und Ambiguitätseffekte evozieren. So ist die Leistung der von Marshall vorgelegten Studie wohl weniger in der Entdeckung Lacans für die Mediävistik als vielmehr in der planvollen Auswahl und der scharfsinnigen Analyse des aufgetanen Textmaterials zu erkennen.

Das wird bereits in Kap. 2 (S. 51–147) deutlich, das dem ›Lanzelet‹ Ulrichs von Zatzikhoven gewidmet ist. Die Verfasserin geht hier vom Problem der Namenlosigkeit des Helden aus und erkennt in den von ihr beschriebenen Dynamiken des Texts ein Changieren zwischen der Konstruktion und der Störung von Identität. Die textseitig behauptete Idealität des Helden basiere dabei auf dem Ausschluss störender Elemente, der Dissoziation von Problemkonstellationen und der Vagheit der sprachlichen Darstellung. Das freie, strukturlose und scheinbar assoziative Erzählen Ulrichs dürfe daher nicht als Ausdruck literarischer Unbedarftheit missverstanden, sondern müsse einbezogen werden in das Ringen des ›brüchigen‹ Helden mit der symbolischen Ordnung (vgl. S. 146 f.).

Ausgangspunkt von Kap. 3 (S. 149–250) zu Wolframs von Eschenbach ›Parzival‹ ist die Feststellung, dass der Roman unter dem Mantel der Erbrechtsproblematik zwischen Galoes und Gahmuret »ein spannungsreiches Vater-Sohn-Verhältnis« (S. 159) zur Sprache bringe. Die Sogkraft dieser dynastischen Ur-Konstellation wirke fort durch zahlreiche Formen der Verdrängung und der Verschiebung, die alle Hauptfiguren des Romans betreffen: So münde Gahmurets Streben nach höfischem Frauenrittertum im Kriegsdienst für den Baruc von Baldac, der folglich »in die Position [...] der Minnedame« (S. 175) gesetzt werde, während sich Parzivals Suche nach der Mutter sukzessive auf Anfortas und den Gral verlagere. Von einer ähnlichen Verschiebungsdynamik sei auch Gawan betroffen, dessen zentrale Erlösungstat, die ihm neben weiteren engsten Verwandten auch seine eigene Mutter zuführen würde, immer wieder zugunsten anderer Frauenfiguren aus dem Fokus gerät. Die beobachteten Textbewegungen ließen sich nach Marshalls Ansicht grundsätzlich in Einklang bringen mit Lacans Vorstellung von der metonymischen Struktur menschlichen Begehrens.

Auch im Hinblick auf den ›Tristan‹ (Kap. 4 [S. 251–338]) interessiert sich Marshall mehr für die Bewegungen der Texte und die Dynamik der Signifikanten als für den durchaus immensen Aufwand, den Gottfried von Straßburg und Thomas von Britannien gerade gegen Ende ihrer Romane betreiben, um die vertrackte Lage der Protagonisten psychologisch zu durchdringen. Dabei wertet sie die Elternvorgeschichte nicht als ein mehr oder minder lose verbundenes Additament, das allenfalls zur Präfiguration der tragischen Liebe zwischen Tristan und Isolde gebraucht wird. Vielmehr gehe aus dem Konflikt zwischen Riwalin und Herzog Morgan eine initiale »Gewaltdynamik« (S. 316) hervor, die sich in der Gestalt Tristans traumatisch fortschreibe und die bis zum Tod des Helden mit der vordergründigen Minne-Erzählung konkurriere. Subtil beobachtet Marshall dabei, dass der Name des von Tristan mit dem Schwert gespaltenen Gegners gleichsam partikulär in jenen Unholden wiederkehrt, welche die höfische Welt des Helden von außen bedrohen: *Morold* und *Urgan* (vgl. S. 269).

Einen leicht veränderten Zugang wählt Marshall im Kontext ihres ›Wigalois‹-Kapitels (Kap. 5 [S. 339–435]), dem sie anstelle der rein an Freud und Lacan orientierten Lektüre eine geradezu dekonstruktivistisch geprägte Lesart angedeihen lässt. Das mag einerseits von fortgeschrittener Souveränität im Umgang mit dem untersuchten Material zeugen, findet seine Begründung aber auch in einem Text, der von Anbeginn das scheinbar unverbrüchliche Idealbild eines Helden zu vermitteln versucht. Indem Marshall auf hochfrequente Motive wie das stillgestellte Rad der Fortuna verweist, Ambivalenzen und variierende Wiederholungen in der Figurendarstellung beobachtet sowie in der Gewalt gegen Frauen ein Grundproblem männlich-aggressiver Ritterschaft erkennt, führt die Verfasserin vor, wie die

statische Idealität des Helden im Roman *Wirnts von Grafenberg* immer wieder unterlaufen wird.

Man muss den Ergebnissen, die Marshalls voraussetzungsreicher Lektüreansatz zutage fördert, nicht in jedem Einzelfall zustimmen, um anzuerkennen, dass die Leserinnen und Leser in ›Unterlaufenes Erzählen‹ vor allem dort mit einer großen Zahl kritischer Einsichten und bemerkenswerter Beobachtungen konfrontiert werden, wo sie sich auf vermeintlich sicherem Terrain zu bewegen glaubten. Für die mediävistische Beschäftigung mit den vier ausgewählten höfischen Romanen ist Marshalls Studie somit gewiss ein großer Gewinn. Darüber hinaus regt ihr Buch dazu an, einmal aus kulturanthropologischer Perspektive die psychosozialen Tiefendimensionen einer patriarchalen Kriegerkaste in den Blick zu nehmen.

Dennoch werden auch im vorliegenden Fall die Gefahren einer primär an Freud und Lacan orientierten Nachlese offenbar: Wenn sich die Verfasserin im Rahmen ihrer knapp 500 Seiten starken Untersuchung ausschließlich mit männlichen Protagonisten befasst und die dort unzweifelhaft vorhandenen weiblichen Figuren nahezu restlos darauf reduziert, eine spezifische Funktion im Seelenleben ritterlicher Heldengestalten einzunehmen, dann scheint sich dies ebenso wie die generelle Dichotomisierung der Geschlechterrelationen in ›aktive‹, ›eisenharte‹ und ›gepanzerte‹ Maskulinität auf der einen und ›weiche‹, ›verletzliche‹ und ›passive‹ Feminität auf der anderen Seite in jenem Phallogozentrismus zu begründen, welcher dem freudianischen bzw. lacanianischen Modell der Psychoanalyse grundsätzlich inhärent ist. Auch mag man gerade angesichts der durchaus überzeugenden Beobachtungen zu problematischen Identitätskonstruktionen und scheiternden Idealisierungen im mittelalterlichen Ritterroman bedauern, dass Sophie Marshall nicht wenigstens in ihrem Resümee (Kap. 6 [S. 437–441]) nach Möglichkeiten sucht, ihren Ansatz an die poststrukturalistischen Weiterentwicklungen vor allem der Theorien Lacans durch Butler, Sedgwick oder auch Žižek anzuschließen.